

Bärbel Probert-Wright



An der Hand
meiner
Schwester

Zwei Mädchen im
kriegszerstörten Deutschland

Weltbild

An der Hand meiner Schwester

Die Autorin

Bärbel Probert-Wright, vor dem Zweiten Weltkrieg in Hamburg geboren, ging 1945 mit ihrer großen Schwester quer durch Deutschland. Später studierte sie in London und Genf und ließ sich dann in England nieder. Heute lebt sie mit ihrem britischen Mann in der Nähe von London. Nach Evas Tod fand sie deren Kriegstagebuch und beschloss, ihre Geschichte zu erzählen. Die Erlebnisse der beiden Mädchen fesselten in England das Fernsehpublikum, ihr Buch wurde über Nacht zum Bestseller.

Bärbel Probert-Wright

An der Hand meiner Schwester

Zwei Mädchen im kriegszerstörten
Deutschland

Deutsch von
Holger Fock und Sabine Müller

Weltbild



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln
für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:
Copyright © Bärbel Probert-Wright, 2006
Titel der englischen Originalausgabe: »Little Girl Lost«
Die englische Originalausgabe erschien bei Arrow Books /
Random House Group Ltd., London.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzung: Dr. Holger Fock und Sabine Müller
Umschlagmotiv und Innenteilabbildungen: © Privat
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5108-2

2021 2020
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Widmung

Dieses Buch ist dem liebenden Andenken an meine Schwester Eva gewidmet, die uns in den letzten Kriegstagen mit Mut und Entschlossenheit heil durch halb Deutschland geführt hat, sowie meinem Ehemann Ray und meiner Tochter Babette.

Darüber hinaus widme ich es allen Kindern auf der Welt, deren Familien heute durch die Grausamkeit eines Krieges auseinandergerissen werden.



Prolog

Ich presste mich so flach auf den harten Boden, wie ich konnte. »Stell dich tot«, hatte meine Schwester gesagt, und ich befolgte ihre Anweisung. Mein rechtes Bein war verdreht, und der Schmerz begann durch meinen ganzen Körper zu wandern. Ich hatte blaue Flecken, Schürfwunden und stand unter Schock, die Kälte des Bodens kroch in meine Knochen. Doch der Feind durfte mich nicht entdecken, das würde den Tod bedeuten.

Ich hörte Granaten heulen und mit einem dumpfen Krachen über mir in den Berg einschlagen, und manchmal das Ächzen der Bäume, die durch eine Explosion entwurzelt wurden.

Ein wütendes Trommelfeuer war die Antwort.

Nach etlichen Salven war es endlich still. Ich wagte kaum zu atmen.

Dann hörte ich, wie Zweige knackten und eine Stimme neben mir sagte: »Komm, Kleine, aufstehen! Du schaffst es.«

Eine große Hand fasste die meine, zwei Augen blitzten mich unter einem dunklen, lockigen Haarschopf aufmunternd an, und ich wurde von dem Soldaten, der mich bereits in den Schutz der Bäume geschleppt hatte, wieder auf die Beine gezogen.

Er machte eine kurze Pause, lächelte verschmitzt und sagte: »So, da müssen wir jetzt wieder rauf, damit dir nichts passiert.« Seit seine derbe Hand meine umschloss,

hatte ich das Gefühl, mir könne nichts mehr geschehen.

Auf Wildwechseln kletterten wir durch das Unterholz den Berg hinauf. Auf einer Lichtung kurz vor der Anhöhe wartete Eva auf uns. Sie hatte hinter einem Holzstapel Deckung gefunden, und als sie uns kommen sah, stürzte sie aus ihrem Versteck, nahm mich in die Arme und drückte mich fest an sich. Dann zupfte sie die Blätter und Holzsplitter von meiner Kleidung und band mein rotweißes Kopftuch über meinen hübschen Zöpfen neu.

»Ich dachte schon, ich hätte dich verloren«, schluchzte sie vor Erleichterung.

Vorwort

Der Zweite Weltkrieg riss Millionen von Familien auseinander, und niemand, der in dieser Zeit lebte, blieb davon verschont. Ich war damals ein kleines Mädchen, das wohlbehütet und beschützt vor den grauenhaften Ereignissen, die Europa verwüsteten, in einer fürsorglichen Familie heranwuchs, und bis kurz vor Kriegsende, als Deutschland vor dem Zusammenbruch stand und seine Niederlage und Besetzung absehbar waren, hatte ich keine Ahnung, was dieser Krieg wirklich bedeutete.

Dann konnte mich die Liebe meiner Familie nicht mehr schützen. Mit meiner neunzehnjährigen Schwester Eva wurde ich in den Mahlstrom geworfen. Auf der Suche nach unserer geliebten Mutter und ohne Nachricht über den Verbleib unseres an der Front vermissten Vaters waren wir auf der Flucht durch Deutschland, durchquerten Schlachtfelder, sahen um uns Menschen sterben, flüchteten vor Geschützfeuer, schiefen auf dem Boden und hungerten. Ich sah Dinge, die ein Kind niemals sehen sollte.

Aber in all meinen Gedanken an diese finstere Zeit ist die Erinnerung an die überwältigende Freundlichkeit, an die unglaubliche Selbstlosigkeit, Großzügigkeit und Opferbereitschaft der Menschen auf beiden Seiten doch am stärksten.

Innerhalb weniger Monate durchlebte ich in meiner kindlichen Unschuld die Erfahrungen eines ganzen Menschenlebens. Es sollte Jahre dauern, bis ich ganz verstan-

den hatte, was um mich herum geschehen war. Und erst dann konnte ich den Mut und die Selbstlosigkeit meiner Schwester Eva in vollem Umfang begreifen.

Eva ist inzwischen gestorben. Ich bin mir nicht sicher, ob sie, wenn sie noch lebte, damit einverstanden wäre, dass dieses Buch sie in den Mittelpunkt rückt: Zeitlebens hat sie nicht viel Aufhebens um sich gemacht, sie war warmherzig und kümmerte sich aufopferungsvoll um andere. Ich möchte ihr keinen Heiligenschein verpassen – sie war eine sehr vergnügte, lebenslustige Person mit einem feinen Sinn für Humor, und sie wusste sich zu amüsieren. Was sie tat, hielt sie für selbstverständlich. Zu helfen war ihr ein natürliches Bedürfnis. Sie liebte mich, also beschützte sie mich und kümmerte sich um mich. Mehr kann ein Kind sich nicht wünschen.

Die Geschehnisse in diesen wenigen Monaten sind mir immer gegenwärtig, aber je älter ich werde und je gemächlicher mein Leben voranschreitet, umso öfter denke ich an sie, umso näher fühle ich mich dieser Zeit.

Während ich schreibe, sitzt meine Enkelin Amy-Lou neben mir am Tisch und malt ein Bild in ihrem Malbuch aus. Gleich wird sie den Kopf heben und mich bitten, mit ihr zum Teich zu gehen und die Enten zu füttern.

Amy-Lou ist sieben, so alt wie ich damals war, als die Dinge geschahen, von denen diese Geschichte berichtet. Wenn ich ihr niedliches Köpfchen betrachte, mit dem sie so ernsthaft und konzentriert über ihrem Malbuch sitzt, dann hoffe ich, dass sie niemals so harte Zeiten wird durchmachen müssen wie ich damals. Ich könnte es nicht ertragen, sie in eine Welt hineinwachsen zu sehen, in der solche Dinge geschehen.

Und doch gibt es, wenn man sich auf der Welt umsieht,

viele Gegenden, in denen Kinder leiden und noch mehr zu erleiden haben, als ich es tat. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich an die Kleinen denke, an Kinder wie meine Enkelin, die Terror und Hunger ausgesetzt sind.

Dennoch bereue ich nicht, was ich durchgemacht habe. Jung wie ich war, formte es meinen Charakter, gab mir die Entschlossenheit, den Dingen auf den Grund zu gehen. In gewisser Weise hat es mich auch erkennen lassen, was uns allen heute viel zu selbstverständlich erscheint: welche Macht der Liebe innewohnt. Die Liebe zu unserer Mutter gab uns auf unserer Irrfahrt immer wieder Kraft, und Evas Liebe schtzte und umsorgte mich.

Mein Buch ist ein Zeugnis dieser Liebe.

EINE BEHÜTETE HAMBURGER KINDHEIT

Zwei Wochen nach meinem zweiten Geburtstag brach die bittere, düstere und niederschmetternde Zeit des Zweiten Weltkriegs über Europa herein. Ich war ein Dreikäsehoch und begriff von alledem nichts, ich hatte ein behagliches Zuhause in einem wohlhabenden, bürgerlichen Stadtteil von Hamburg. Für ein Kind in diesem Alter sind Liebe, Wärme und Nahrung die wichtigsten Zutaten zum Glück. Ich besaß alle drei im Überfluss.

Ungeachtet des Weltgeschehens erlebte ich eine idyllische Kindheit, bis 1943 meine geliebte Schwester Ruth starb.

Ihr Tod hatte nichts mit dem Krieg zu tun. Sie starb ganz plötzlich und tragisch im Alter von neunzehn Jahren an Diphtherie. Zuvor war meine Welt völlig sorglos gewesen, in unserem Leben ging alles seinen gewohnten Gang. Das Glück ist viel schwieriger zu beschreiben als das Elend, aber ich möchte es versuchen, denn die Unschuld und Unbeschwertheit dieser frühen Tage ließ uns die Schrecken der letzten Kriegsjahre nur noch stärker verspüren.

Bald sollte unsere heile Welt ein für alle Mal zertrümmert sein, doch in meinen ersten Lebensjahren war noch alles vollkommen.

Wir bewohnten eine geräumige Wohnung im dritten Stockwerk an der Wandsbeker Chaussee, einer bekannten

Hauptstraße in Hamburg, die von eindrucksvollen Miets-
häusern wie dem unseren gesäumt wurde. Unsere Woh-
nung hatte einen langen, breiten Korridor, groß genug,
um eine Schaukel für mich aufzuhängen und um Roll-
schuh zu fahren, und einen Balkon zur Hauptstraße hin-
aus. In einer meiner frühesten Erinnerungen sitze ich
mit einer großen Schüssel Stachelbeeren auf dem Bal-
kon. Ich bin vier Jahre alt und darf meiner Mutter hel-
fen. Mit einem stumpfen Messer putze und schnipple ich
die Beeren. Der Balkon unter uns war mit einer Markise
überspannt, und als mir versehentlich eine Beere aus der
Schale hüpfte, fiel sie auf die Markise herab und sprang
mit einem »ping, ping, ping« über den straffen Marki-
senstoff. Was für ein wunderbares Geräusch!, dachte ich,
und schon sprang eine zweite Beere über den Schüssel-
rand. Es dauerte nicht lange, dann hatte ich eine Sta-
chelbeere nach der anderen einen Stock tiefer befördert,
nur um ihren Aufprall zu hören. Als meine Mutter es be-
merkte, war sie ärgerlich.

»Was hast du dir nur dabei gedacht, mein Schatz? Das
war sehr ungezogen!«, schimpfte sie. Richtig böse konnte
sie mir allerdings nicht sein, ich wusste, dass sie den Vor-
fall eher lustig fand. Nie wieder, sagte sie, würde sie mir
eine Schüssel Stachelbeeren mit auf den Balkon geben,
und von dem Tag an musste ich zum Stachelbeerenputzen
in der Wohnung sitzen.

Ich war viel jünger als meine beiden Schwestern. Ruth
war vierzehn, als ich zur Welt kam, Eva zwölf. Für mich
war es, als hätte ich drei Mütter, denn alle behüteten mich
sehr. Ich wurde nicht mit Geschenken verwöhnt und man
verlangte stets, dass ich freundlich war und mich gut be-
nahm. Doch die Aufmerksamkeit und die Zuwendung,

die ich erhielt, waren wundervoll, und in der Wohnung schien sich tatsächlich alles um mich zu drehen. Meine Familie nannte mich Puppe oder Kleine.

Als kleines Mädchen tänzelte ich ständig auf Zehenspitzen durch die Wohnung und sang. Ich besuchte einen Kindergarten, den eine fürsorgliche Dame leitete, wir lernten Lieder, erfanden immer neue Rollenspiele und beschäftigten uns mit einfachen Basteleien. Wir unternahmen Ausflüge, spazierten unter Aufsicht in Zweierreihen, einander an der Hand haltend, den breiten Fußweg am Kanal entlang. Wir übten kleine Theaterstücke ein, einmal spielte ich eine Schneeflocke, ein andermal ein Kaninchen. Zum Muttertag bastelte ich einen leuchtend bunten Papierstrauß für meine Mutti.

Begleitet von meiner Familie besuchte ich einen Sportverein in unserem Viertel, wo kleine Kinder besondere Vergünstigungen erhielten und ich mit meiner besten Freundin Inge spielte. Sie hatte eine Zwillingsschwester, und beide gingen in denselben Kindergarten wie ich.

Inzwischen war der Krieg voll im Gange, doch ich wusste nichts davon. Die Schreckenszenen, die sich weit entfernt in anderen Ländern abspielten, als deutsche Armeen durch Europa marschierten, hatten keine Auswirkungen auf meine Welt. Meine liebevolle Familie umhegte und schützte mich. Welche Sorgen und Ängste ihnen der Krieg auch bereitete, sie hielten es vor mir verborgen. Ich ahnte nichts.

Als ich geboren wurde, war mein Vater, Waldemar oder Waldi, wie ihn meine Mutter nannte, bereits vierzig, zu alt, um als Soldat zu den Waffen gerufen zu werden – zumindest zu Beginn des Krieges. Er hatte im Ersten Weltkrieg gedient, war über dem Kanal in einem Flugzeug

abgeschossen worden und hatte eine verkrüppelte Hand und andere bleibende Verletzungen davongetragen. Wegen seines Alters, seiner Dienstbescheinigung, seiner Kriegsverletzungen und aufgrund der Tatsache, dass er in einem kriegswichtigen Betrieb arbeitete, konnte er bei uns zu Hause bleiben. Er bekleidete eine leitende Stellung bei der Eisenbahn, seine Aufgabe war es, Anschläge auf das Schienennetz und auf Züge zu verhindern.

In den ersten Kriegsjahren wurde er manchmal zur Arbeit ins »Warthegau« abkommandiert. Nach dem Ersten Weltkrieg war das »Warthegau« Polen zuerkannt und von Polen besiedelt worden, von denen die meisten nach dem deutschen Überfall von 1939 nach Südpolen evakuiert wurden. Ihre Höfe und Arbeitsstellen übernahmen Deutsche. Die Polen, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg dort gelebt hatten, konnten größtenteils bleiben, doch nun arbeiteten sie für Deutsche. Mein Vater hatte den Auftrag, den Schmuggel zu unterbinden, der dort grassierte. Obwohl er weit weg von uns arbeitete, konnte er regelmäßig nach Hamburg reisen, und ich war gewohnt, dass er zu Hause war.

Während seiner Abwesenheit lebte mein Vater zur Miete in einer Wohnung in Posen (heute: Poznan), und wenn er nicht zu Besuch nach Hamburg kam, fuhren wir manchmal zu ihm und verbrachten einige Zeit dort. Meist reiste ich mit meiner Mutter allein, denn ich ging noch nicht zur Schule und hatte keine Verpflichtungen. Manchmal schlossen sich uns Eva und Ruth an und verbrachten ein Wochenende mit der Familie; dann gingen wir spazieren, spielten im Park oder sammelten Walderdbeeren.

Eine Sache, die mir bei unseren Aufenthalten bei

meinem Vater besonders gefiel, waren die Besuche bei den Sundermanns. Sie waren mit meinem Vater befreundet und lebten in einem Gutshaus auf dem Land in der Nähe von Jarotschin, wo sie Landwirtschaft betrieben. Man fuhr die schwungvolle Zufahrt zu dem beeindruckenden Haus hinauf und parkte neben dem davor liegenden Springbrunnen. Die Sundermann-Familie – Onkel Hermann und Tante Frieda – eilte uns zur Begrüßung entgegen, dann gingen die Männer entweder zur Jagd oder man trank gemeinsam Tee und unterhielt sich. Ich spielte unterdessen mit den Kindern Heinz und Fritz, der eine ein Jahr älter, der andere ein Jahr jünger als ich. Wir waren dicke Freunde, wir tobten herum und hatten Spaß, während die Erwachsenen Karten spielten.

Das Anwesen war groß, und mein »Onkel« musste jeden Tag seine Runde machen, um die Feldarbeit zu beaufsichtigen. Er tat dies in einem zünftigen zweirädrigen Gespann, und zu meiner großen Freude durfte ich ihn manchmal begleiten. Wir holperten geschwind über hügelige Felder, und ich hatte immer ein wenig Angst, ich könnte herausfallen, obgleich ich es nie jemandem gestand, da man mich sonst nicht mehr mitgelassen hätte. Auf dem Gut gab es einige Pferde, die ich sehr groß und ein wenig unheimlich fand, aber wunderschön waren sie dennoch.

In der Nähe des Gutshauses lag ein See. Regelmäßig ruderten wir mit Picknickkörben beladen zum anderen Ufer hinüber und spielten dort zusammen. Die Gutsleute züchteten Tauben. Das große Taubenhaus, das wie ein Miniaturwohnhaus gebaut war, hatte es mir besonders angetan. Ich hätte den bunten Vögeln mit dem irisierenden Federkleid stundenlang zusehen können, wie sie in den klei-

nen Türen ein- und ausstolzierten. Wenn man klein ist, beeindruckt einen die merkwürdigsten Dinge und man vergisst sie nie: Bei den Sundermanns sah ich zum ersten Mal ein Plumpsklo. Ich war fasziniert! Die Toiletten, die ich kannte, hatten einen Absatz in der Toilettenschüssel, doch beim Plumpsklo fällt alles direkt ins Loch, sodass man das Wasser platschen hört, was mich enorm beeindruckte. Es waren unbeschwerte Tage. Ich pendelte zwischen meinem behaglichen Leben in Hamburg und dem Abenteuer des Landlebens und der Natur im Warthegau hin und her und war rundum glücklich.

Mein Vater war ein wohlhabender Mann, der sich hochgearbeitet hatte und nun bei der Reichsbahn angestellt war. Er war in einem katholischen Waisenhaus aufgewachsen. Seine Schwester Else lebte in Berlin, ansonsten besaß er keine Familie.

Anders meine Mutter – auf ihrer Seite gab es viele Verwandte. Mein Großvater, den wir Opa nannten, und meine Großmutter, unsere Omi, hatten drei Töchter: Norma, meine Mutter, Hilda und Irma. Die Töchter – meine Tanten – und Großvater lebten alle in Hamburg und so nahe bei uns, dass wir sie regelmäßig besuchten. Mein Großvater hatte sein Leben lang als Maschinist auf hoher See gearbeitet. Bei seinen Reisen über die Ozeane sah er viele Orte und fremde Länder. Auf einer dieser Reisen prophezeite ihm eine Zigeunerin, er werde einen großen Glücksriff tun. Bei seiner Rückkehr bewahrheitete sich ihre Prophezeiung: Er gewann eine große Summe bei der Deutschen Lottogesellschaft. Ich habe keine Ahnung, wie hoch sein Gewinn war, doch es war ein ansehnliches Sümmchen. Wie der Vater in dem Märchen verteilte

er einen Teil des Gewinns an seine drei Töchter mit der Aufforderung, sie sollten sich davon kaufen, was sie sich wünschten. Meine Mutter kaufte sich ein sehr schönes Silberbesteck und ihr geliebtes Meissner Porzellan. Tante Irma entschied sich für Schmuck, denn sie hatte sonst alles. Und wie die kluge Tochter im Märchen erwarb Tante Hilda ein Stück Land – die beste Wahl, wie sich später herausstellen sollte.

Mein Großvater sagte immer zu mir, ich hätte sein Glück geerbt. Ich kaufe noch immer Lottoscheine für den Fall, dass er recht behält!

In meiner Kindheit betrieb meine Großmutter in Hamburg einen Mittagstisch für Geschäftsleute. Unter der Woche kamen sie zum Mittagessen zu ihr in die Wohnung. Meine Großmutter kochte nur an Werktagen. Ihre drei Töchter, meine Mutter, Tante Hilda und Tante Irma, halfen bei ihr aus, und ich war oft mit von der Partie. Ich erinnere mich, dass meine Großmutter einen kleinen Tisch mit Stühlen speziell für mich und meinen Cousin besaß. Volker, Tante Hildas jüngster Sohn, war wie ein Zwillingenbruder, denn er war nur vier Wochen älter als ich. Wir mussten still sitzen, denn die Mittagsgäste sprachen während des Essens gerne über ihre Unternehmungen und wollten nicht von Kindern gestört werden. Auch Baby Henning, Tante Irmas einziges Kind und vier Jahre jünger als Volker und ich, war dabei. Über Hennings späte Geburt wurde in unserer Familie gerne gewitzelt: Als sich Tante Irmas Kinderwunsch endlich erfüllte und man meiner Großmutter berichtete, ihre Tochter sei mit vierzig schwanger geworden, tat sie dies mit den Worten ab: »Seid nicht albern und lasst euch nichts erzählen. Das sind die Wechseljahre.« Tatsächlich gab es einen

Wechsel in ihrem Leben, aber zum Glück war Henning daran schuld.

Vieles aus meiner Kindheit in der Wandsbeker Chaussee ist mir im Gedächtnis geblieben. Der Duft von frisch gebackenem Brot versetzt mich noch heute dorthin zurück, denn im Erdgeschoss unseres Hauses befand sich die Bäckerei der Familie Wedemeier. Vom frühen Morgen an war die Umgebung vom Duft des Brots im Backofen erfüllt. Manchmal bestellte meine Mutter telefonisch etwas in der Bäckerei, dann durfte ich hinunterlaufen und die Waren abholen. Unser Haus war ein großer Wohnblock mit einer Fassade zu beiden Seiten des Haupteingangs und einem geschwungenen Treppenhaus. Ich rannte die Treppe hinunter und stieg anschließend langsam wieder hinauf, während ich den Duft des warmen Brots schnupperte, das ich im Arm trug. Ohne Begleitung eines Erwachsenen durfte ich den Lift nicht benutzen.

Wir hatten ein großes Wohnzimmer, von dem ein Zimmer abging, in das man durch eine große, zweiflügelige Schiebetür gelangte: das Rauchzimmer. Es war in Wirklichkeit das Büro meines Vaters. Hier standen seine Bücher, dorthin zog er sich zurück, wenn er rauchte. Das Zimmer war sein Hoheitsgebiet, in dem die übrige Familie nichts zu suchen hatte. Es war mit langen Ledersofas möbliert, die mir riesengroß vorkamen. Anfangs fühlten sie sich kalt an, wenn ich mit kurzem Kleid und nackten Beinen darauf saß, aber nach einer Weile wurde das Leder warm, und ich spürte, wie es an meinen Oberschenkeln klebte.

An Weihnachten wurde ein Weihnachtsbaum in das Rauchzimmer geschmuggelt, den die Erwachsenen heimlich schmückten und unter den sie die Geschenke legten.

Dann wurde die Tür bis zum Weihnachtsabend abgeschlossen. An Heiligabend gingen wir in die Kirche, und wenn wir zurückkehrten, wurden die großen Türflügel geöffnet, und mein Vater läutete mit einer kleinen Glocke. Voller Spannung rannten wir hinein, um zu sehen, was es darin gab. Staunend sah ich die brennenden Wachskerzen am Baum und die Stapel von Geschenken, die sich neben ihm auftürmten. Anschließend aßen wir zu Abend, und die Kinder mussten ein Weihnachtslied vorsingen, ein Gedicht vortragen oder etwas vorlesen. Mein Vater las die Weihnachtsgeschichte vor, und die ganze Familie sang »Stille Nacht, Heilige Nacht«. Schon als Dreikäsehoch lernte ich, mit meinen Schwestern mehrstimmig zu singen. Jedes Mal, wenn ich Tannenduft rieche, erinnere ich mich wieder an die Weihnachtsabende in Hamburg, als wir noch alle zusammen in unserem warmen, behaglichen Zuhause lebten.

Der Tod meiner Schwester Ruth erschütterte diese kleine, heile und glückliche Welt in den Grundfesten. Meine schöne, bezaubernde, schon so erwachsene Schwester. Sie war neunzehn, arbeitete als technische Zeichnerin in der Stadt und führte ein reges, geselliges Leben. Sie war Mitglied in einem Radsportverein und liebte das Theater. Sie war zu jung, um zu sterben.

1943 war ich fünf Jahre alt. Ich hatte Scharlach, und weil die Krankheit ansteckend war, hatte meine Mutter ein Gitter in den Türrahmen zu meinem Zimmer gestellt, damit ich drinnen blieb. Auch Eva, die jetzt siebzehn war, hatte sich angesteckt. Sie hatte sechs Wochen im Krankenhaus gelegen, aber das Schlimmste war überstanden, und sie war wieder zu Hause und kam zu Kräften.

Nur Ruth war bisher der Ansteckung entgangen. Eines Abends, als sie mit Freunden ins Theater gehen wollte, sagte sie ihnen in letzter Minute ab. Sie hatte plötzlich Halsschmerzen – so sehr, dass sie nicht ausgehen konnte –, und beschloss, sich stattdessen ins Bett zu legen. Innerhalb kürzester Zeit verlor sie alle Kraft, und man sorgte sich, sie könnte ebenfalls mit Scharlach infiziert sein. Es war aber nicht das Fieber, das Ruth ans Bett fesselte. In der Wohnung wurde es sehr still, die Atmosphäre war angespannt. Die Ärztin kam, konnte jedoch nichts ausrichten.

Ruths Krankheit dauerte nur drei Tage. Ihr Hals schwoll immer mehr zu, bis sie keine Luft mehr bekam. Am dritten Tag waren endlich die Sanitäter benachrichtigt worden; der Krankenwagen parkte bereits vor der Haustür, als sie ihre Arme um meine Mutter legte. Sie flüsterte kaum noch hörbar: »Oh, meine liebe Mutti«, und starb.

Ich stand in meiner Zimmertür an die Absperrung gelehnt und fragte mich, was vor sich ging. Dann hörte ich den erstickten Aufschrei meiner Mutter. Meine geliebte Schwester war in diesem Augenblick, drei Wochen vor ihrem zwanzigsten Geburtstag, gestorben. Es sollte lange dauern, bis ich alt genug war, um wirklich zu verstehen, dass ich sie nie mehr wiedersehen würde und dass ihr Tod die Achsen meiner sorglosen kleinen Welt für immer verrückt hatte.

Unser Vater, der dienstlich unterwegs war, hatte geträumt, dass etwas passiert sei. Da alle Telefonleitungen unterbrochen waren, hatte meine Mutter ihn nicht anrufen können. Doch wegen seines Traums reiste er sofort zurück und kam am nächsten Morgen an. Er hatte kei-

ne Ahnung, was ihn nach Hause trieb, nur ein überwältigendes Gefühl, als ob jemand nach ihm rief. Er und Ruth standen sich sehr nahe: Von seinen drei Töchtern kam sie am stärksten nach ihm, während Eva und ich eher unserer Mutter ähnelten. Vielleicht war es dieses starke Band zwischen den beiden, das ihn nach Hause zog.

Bei seiner Ankunft war seine geliebte älteste Tochter bereits tot.

Heute kenne ich die Umstände von Ruths Tod aus einem Brief, den meine Mutter an ihre Schwägerin geschrieben hat, an Tante Else, die mit ihrem Mann, Onkel Arthur, bei Berlin lebte. Meine Schwester wurde »die große Ruth« genannt, weil Tante Elses Tochter auch Ruth hieß. Sie war stets »die kleine Ruth«, denn sie war nur drei Wochen älter als ich und ebenfalls ein ungeplanter Nachzügler mit Geschwistern im Teenageralter.

10.4.1943

Liebe Else und Familie,

nun sind wir über die ersten aufregenden Tage hinweg. Für uns ist der Verlust unserer lieben großen Ruth immer noch unfassbar. Der Tod kam zu schnell. Waldi ist inzwischen auch wieder abgereist, er ist noch viel weiter weg versetzt. Ihr könnt Euch wohl denken, wie schwer für ihn die Rückfahrt nach dort war. [...] Bärbel liegt ja im Bett mit Scharlach, ist Gott sei Dank über'n Berg und kann bald wieder aufstehen. Unsere Eva hat im Arbeitsdienst Scharlach gehabt und sechs Wochen im Mecklenburger Krankenhaus gelegen. Sie war gerade auf Erholungsurlaub hier bei uns in Hamburg, und so erlebte sie den Tod ihrer großen Schwester mit. Nur drei Tage war Ruth krank. Sie fühlte sich so

*matt seit Sonntagabend. Montag holte ich unsere Ärztin. Sie machte einen Scharlach-Abstrich, welcher negativ war. Von Dienstagnacht zu Mittwoch war Ruth gar nicht gut. Am Mittwoch rief ich dann wieder die Ärztin an. Um drei Uhr Nachmittags sollte Ruth ins Krankenhaus mit einer schweren Angina. Als die Krankenträger die Bahre holten, bekam Ruth eine plötzliche Schwäche. Sie saß auf ihrem Bett, fasste mich um und sagte: »Meine liebe Mutti«, fiel in meine Arme, und sie war tot. Ich könnte immer wieder weinen, wenn ich an diese Sekunden zurückdenke. Unsere fleißige, immer bereite und fröhliche Ruth. Es ist schrecklich. Wir haben eine schöne Grabstelle gekauft, gleich für mehrere Personen. Die Beerdigung war ganz wunderschön. [...] Wenn sie hätte alles sehen können, wie viel Liebe und Trauer ihr auf dem letzten Weg zuteilgeworden sind. Die Kapelle fasste kaum die vielen Menschen. So viele Blumen, wie Ruth in ihrem Leben verschenkt hat, wurden ihr auf einmal wiedergeschenkt. Am achten hatte sie Geburtstag. Sie wäre zwanzig Jahre alt geworden. Unsere große Ruth, nun deckt sie die Erde. Man könnte immer weinen.
Liebe Else, lieber Arthur, nun lasst bald von Euch hören, wie es bei Euch geht.
Eure traurige Schwägerin Norma,
Eva und Bärbel*

Mit Ruths Tod verwandelte sich unser Zuhause in einen traurigen Ort. Eine fremde Frau kam in die Wohnung und kümmerte sich während der Beisetzung um mich, denn ich war noch immer nicht gesund und zu jung, um daran teilzunehmen. Sie war mit meinen Eltern befreun-

det, doch ich kannte sie nicht, was mein Gefühl verstärkte, dass alles auf eine mir unbegreifliche Weise zerbrochen war. Dann kamen Leute, die die Wohnung ausgeräucherten, um die letzten Krankheitskeime zu ersticken. Während sie arbeiteten, musste ich eine Maske tragen.

Nach Ruths Tod waren wir von großem Leid erfüllt, und ich kann mich gut erinnern, wie traurig diese Zeit war. Meine Mutter hatte nicht die Kraft, all die Beileidsbekundungen zu beantworten, und bis zum heutigen Tag besitze ich die Dankesanzeige, die sie stattdessen drucken ließ. Eva hatte sie in ihr Tagebuch eingeklebt:

Dankesanzeige:

Wie gern möchten wir jedem Einzelnen persönlich danken für die liebe Teilnahme an unserem großem Schmerz. Die Zahl der Mitfühlenden ist aber so hoch gewesen, dass uns das nicht möglich ist. Möge unsere liebe Ruth in allen Herzen, die sie im Leben lieb gehabt haben, weiterleben. Für uns wird sich die Lücke nur langsam schließen, sie ist so unendlich groß. Der unerbittliche Tod kam zu schnell und nahm keine Rücksicht auf Glück und blühendes Leben.

All den lieben Verwandten, Freunden und Bekannten müssen wir leider in dieser etwas unpersönlichen Form des gedruckten Wortes danken.

Hamburg, April 1943

Norma und Waldemar Sierschulla, Eva und Bärbel

Meine Mutter bewältigte ihre Trauer, indem sie Eva und mich mit Hingabe pflegte. Wir waren beide noch kränzlich, hatten die Fieberanfälle des Scharlachs noch nicht ganz überwunden, und meine Mutter setzte selbstlos und

hingebungsvoll ihre ganze Energie in unsere Genesung. Vielleicht ängstigte sie der Gedanke, einer ihrer verbliebenen Töchter könne etwas zustoßen, vielleicht war es auch ihre Art, die Ungeheuerlichkeit und Endgültigkeit von Ruths Tod zu bewältigen. Was auch immer ihre Gründe waren, sie schuftete unermüdlich, schaute ständig, wie es uns ging, und kümmerte sich um uns, ohne auf sich selbst und ihre eigene Gesundheit Rücksicht zu nehmen.

Als Eva und ich wieder vollständig genesen waren, revoltierte ihr Körper, und sie brach zusammen. Gelähmt, unfähig zu gehen, wurde sie ins Krankenhaus gebracht. Die Ärzte konnten keine Ursache für ihre Lähmung finden und befürchteten anfangs, sie würde nie wieder laufen können.

Ohne meine Mutter war unser Zuhause ein befremdlicher Ort, doch es sah so aus, als würde es Monate dauern, bis sie wieder zu uns zurückkäme.

Meine Schwester Eva war beim Arbeitsdienst, zu dem alle Mädchen ihres Alters verpflichtet waren. Davor war sie Mitglied im BDM, dem zur Hitlerjugend gehörigen Bund Deutscher Mädel. Die Hitlerjugend hatte seit der Machtübernahme 1933 wegen ihres Angebots an sportlichen Unternehmungen im Stil der Pfadfinder großen Zulauf bei den Jungen, zum BDM gingen allerdings wenige Mädchen. Als Hitler alle anderen Jugendorganisationen abgeschafft hatte, füllten sich die Reihen, und mit der zunehmenden Nazifizierung in den Vorkriegsjahren wurde die Mitgliedschaft immer hoffähiger. Ab 1936 war die Mitgliedschaft gesetzlich vorgeschrieben, die Verpflichtung zur Teilnahme war 1939 durch das Gesetz zur »Jugenddienstpflicht« bekräftigt worden.

Seit 1943 wurden auch Mädchen in Evas Alter im Rah-

men des Reichsarbeitsdienstes im Kriegsdienst eingesetzt. Einige arbeiteten als Sekretärinnen bei Einrichtungen der Wehrmacht und der Regierung, andere bedienten Flugabwehrgeschütze oder wurden als Wehrmachtshelferinnen an die Front geschickt. Wer Glück hatte, wurde zur Arbeit auf einem Bauernhof verpflichtet. Mit einer guten Schulbildung bekam man eine Stelle als »Lehrkraft« zugewiesen und unterrichtete Mädchen ab zehn Jahren, die mit der Kinderlandverschickung aus den Städten in die ländlich gelegenen KLV-Lager evakuiert worden waren.

Eva gehörte zu diesen »Lehrkräften«. Obwohl sie keine pädagogische Ausbildung hatte und zu jung für ein Universitätsstudium war, hielt man sie für fähig, jüngere Mädchen zu unterrichten. Also wurde sie als Lehrerin in ein KLV-Lager abkommandiert.

Mutti war im Krankenhaus, Eva bei einem KLV-Einsatz, und in der Hamburger Wohnung war niemand mehr, der sich um mich hätte kümmern können. Deshalb holte mich mein Vater zu sich nach Posen. Damals wusste ich es noch nicht, aber ich sollte unsere Wohnung niemals wiedersehen. Meine glücklichen Tage in der Wandsbeker Chaussee waren für immer vorbei. Heute bin ich froh, dass ich so ahnungslos war, als ich dieses Leben für immer hinter mir ließ.

Da mein Vater auf seinem Posten als Obersekretär bei der Reichsbahn viel unterwegs war und allein in seiner Wohnung lebte, wurde ich nach und nach bei einer Reihe seiner Freunde einquartiert. Mein Vater war sehr gesellig, stets ein guter Gesellschafter und hatte einen großen Freundeskreis; jeder freute sich, mich aufzunehmen. Ich war gut erzogen, hatte einwandfreie Manieren, ich glau-

be, es fiel ihm nicht schwer, Bekannte zu finden, die bereit waren, sich um mich zu kümmern. Zuerst wurde ich bei den Sundermanns einquartiert, die ich bereits kannte und bei denen ich meine Freunde Heinz und Fritz wiedertraf. Dann folgten Aufenthalte in anderen Familien mit gleichaltrigen Kindern, und außer dass mir meine Mutter fehlte, war ich gut versorgt und glücklich.

Nur eine schlechte Erinnerung an diese Zeit ist mir geblieben. Ich wohnte bei einem mir ganz unbekanntem Ehepaar, Freunde meines Vaters, die kinderlos waren und wenig von Kindern verstanden. Sie besaßen zwei Deutsche Schäferhunde, die frei im Haus herumliefen. Als die Frau mich zu Bett brachte, sagte sie mir, für den Fall, dass ich müsste, solle ich den Nachttopf unter dem Bett benutzen, da mich die Hunde nicht ins Badezimmer lassen würden. Ich war fünf Jahre alt und nicht mehr aufs Töpfchen gegangen, seit ich aus den Windeln war. Es war mir unangenehm, einen Nachttopf zu benutzen. Daher beschloss ich, ihn zu meiden, koste es, was es wolle. In den frühen Morgenstunden musste ich dringend. Entschlossen, den Nachttopf nicht benutzen, hielt ich mit aller Kraft aus, doch dann fielen mir die Augen wieder zu und ich träumte, ich hätte eine Toilette gefunden. Welche Erleichterung! Ich fühlte die Entspannung und die Wärme, die aufstieg. Als ich erwachte, hatte ich ins Bett genässt. Das war mir nie zuvor passiert, ich schämte mich furchtbar. Doch die Frau, die sich um mich kümmerte, hatte kein Erbarmen und erzählte jedem im Dorf, was geschehen war. Ich war todunglücklich und sehnte mich nach zu Hause. Ich wollte zu meiner Mutti! Noch heute weiß ich, wie sich die »große Erleichterung« anfühlte.

Meine Mutter war sechs oder sieben Monate krank. Nachdem sie eine Zeit lang im Krankenhaus verbracht hatte, wurde sie in ein Pflegeheim in unserer Nähe verlegt. Obwohl es ihr besser ging, war die unerklärliche Lähmung noch immer nicht verschwunden. Es habe etwas mit ihrem Nervensystem zu tun, war der einzige medizinische Grund, den man uns für ihren Zustand nennen konnte: Wegen ihres akuten seelischen Leidens verweigere ihr Körper den Gehorsam. Wir besuchten sie häufig und nahmen sie im Rollstuhl mit nach draußen, wo mein Vater sie auf eine Wolldecke im Gras setzte und wir zusammen picknickten. Langsam kam sie wieder auf die Beine, und schließlich war sie in der Lage, zu meinem Vater und mir in die Wohnung zu ziehen. Wir waren wieder zusammen.

Damals kam mir das alles furchtbar vor, tatsächlich aber haben uns die Krankheit meiner Mutter und unser Umzug in das Warthegau das Leben gerettet.